

e-Journal Philosophie der Psychologie	KÜNSTLICHE PARADIESE – SUCHT ALS FLUCHT IN SEHNSUCHTSRÄUME¹ von Norbert Rath (Münster)
--	---

"Und immer / Ins Ungebundene gehet eine Sehnsucht."

(F. Hölderlin: *Mnemosyne*, 3. Fassung)

Der Mensch ist ein suchtfähiges Wesen, und er ist ein sehnsuchtsfähiges Wesen. Darin stimmen Theologen und Philosophen, Poeten und Psychologen überein. Beides sind durchaus auch Auszeichnungen, Züge des Herausgehobenseins aus dem Tierreich durch kulturelle Prägungen, eines Herausgehobenseins, das als Vorrang und als Gefährdung zugleich erscheinen kann. Sucht wird nicht selten in einen Zusammenhang mit Suchen und Sehnsucht gebracht: Ein Beispiel für viele:

Es handelt sich dabei um die stetige zwanghafte Suche nach diesen [...] im Grunde existentiellen Dingen zur Ur-Bedürfnisbefriedigung, die nun durch außerhalb der Person liegende Mittel ersetzt werden. Im Grunde handelt es sich hier also um die Suche nach dem verlorenen Paradies. (Konzack 1989, S. 21)

Im Folgenden soll auf Zusammenhänge zwischen Sucht und Sehnsucht hingewiesen und gefragt werden, inwiefern Sucht als Flucht in künstliche Paradiese gedeutet werden kann. Auf Angaben zur Bedeutungsgeschichte von Sucht und Sehnsucht folgen literarische Beispiele zu diesem Zusammenhang (Baudelaire, Benn) und Hinweise auf kritische Reflexionen dazu (Freud, Michaux), schließlich ein Verweis darauf, dass das romantische Konzept eines Zusammenhangs von Sehnsucht und Sucht in der heutigen Drogenszene wiederkehrt. Ein materialreiches Handbuch zu diesem Zusammenhang, aus dem hier mehrfach zitiert wird, hat Alexander Kupfer vorgelegt: *Die künstlichen Paradiese. Rausch und Realität seit der Romantik*, Stuttgart 1996.

1. Zur Etymologie und zum Bedeutungsfeld von 'Sucht' und 'Sehnsucht'

Die heutige Wortbedeutung von "Sucht" entspricht einer Verengung. Sucht im Mittelhochdeutschen bedeutet ursprünglich Krankheit, Siechtum. An Ausdrücken wie Gelbsucht, Fallsucht, Magersucht lässt sich dieser alte Zusammenhang noch zeigen. Die "Sehnsucht" galt zu Beginn ihrer Bedeutungsgeschichte ebenfalls als Krankheit, als die sehrende Sucht, die Liebeskrankheit, von der befallen zu werden der mittelalterliche Mensch sich – im Unterschied zum modernen – durchaus nicht wünschte. So bestimmt das Grimmsche Wörterbuch als ursprüngliche Bedeutung von Sehnsucht: "schmachtendes Verlangen, mhd. *sensuht*, Krankheit des schmerzlichen Verlangens, Liebeskrankheit, Liebesbegierde". Für Johann Heinrich Campe (im ausgehenden 18. Jh.) ist Sehnsucht "ein hoher Grad eines heftigen und oft schmerzlichen Verlangens nach etwas, besonders wenn man keine Hoffnung hat das Verlangte zu erlangen, oder wenn die Erlangung ungewiß, noch entfernt ist". Kant bestimmt abwertend: "der leere Wunsch, die Zeit zwischen dem Begehren und Erwerben des Begehrten vernichten zu können ist Sehnsucht" (*zit. nach: Grimmsches Wörterbuch (1984), Bd. 16, Sp. 157*).

¹ Überarbeiteter Vortrag von November 2004.

Das Grimmsche Wörterbuch belegt in einer Reihe von Beispielen den semantischen Zusammenhang von Sucht und Sehnsucht. Sucht kann im 18. Jahrhundert ein anderer Ausdruck für Leidenschaft sein: "Man benennt die Leidenschaft mit dem Worte Sucht (Ehrsucht, Rachsucht, Herrschsucht)", sagt Kant. "In der Goethezeit bahnt sich eine neue absolute Gebrauchsweise von Sucht an [...]; charakteristisch ist, daß Sucht die eindeutige und einsträngige Zielrichtung verliert, umfassender, z. T. unbestimmt wird und schließlich in die Bedeutung 'Sehnsucht, unruhiges Drängen des Blutes' übergeht; aus einem moralischen Wertbegriff wird es ein Wort der beschreibenden Seelenkunde." (Bd.20 (1984, ¹1942), Sp. 893) Die heute gängige Verwendung von Sucht im Sinne einer Abhängigkeit von Rauschdrogen stammt erst aus dem 20. Jahrhundert: "In neuester Zeit hat die medizinische Fachsprache das Wort wiederaufgenommen, um ihm einen früher unbekanntem (...) spezifischen Inhalt zu geben. 'Hörigkeit gegenüber Rausch- und Betäubungsgiften' (Morphinismus, Kokainismus u.s.w.). Dies ist die einzige Verwendung, in der alleinstehendes Sucht als Krankheitsname schriftsprachlich heute noch lebt." (Bd. 20 (1984, ¹1942), Sp. 866)

2. Baudelaire: Rauschmittel als Weg zu künstlichen Paradiesen

Die Stichworte, um die es hier geht, sind von Charles Baudelaire (1821-1867) als Titel eines Essays verwendet worden: *Les paradis artificiels*, 1860 (deutsch: *Die künstlichen Paradiese*). Baudelaire hatte Erfahrungen mit Alkohol, Haschisch und Opium; er hat anfangs solche Erfahrungen bewusst gesucht, um seine Produktivität als Lyriker zu steigern und seinen Erfahrungsraum zu erweitern. "Unter den Mitgliedern des *Club des Hachichins*, wie Gautier den Kreis in seiner gleichnamigen Erzählung von 1846 nannte, war wohl keiner, der seine Haschischerlebnisse nicht in irgendeiner Form in sein künstlerisches Schaffen einfließen ließ" (Kupfer 1996, S. 41). Für Baudelaire war das Haschisch-Essen "nur eine Vorschule für sein großes Experiment mit den ‚künstlichen Paradiesen‘ des Rausches gewesen" (Kupfer, S. 43). Die Drogen (und 1848 die Revolution) waren für den jungen Baudelaire Wege, der Langeweile des banalen Alltags zumindest eine Zeitlang zu entkommen, eine gesteigerte Existenz zu leben. Exaltierter Wein- und Drogenkonsum, das intensive Interesse am Unbewussten, an Rausch und Wahn sind Schlüsselmotive in Baudelaire's *Les fleurs du mal* (1857). Aber in den *Künstlichen Paradiesen* bezeichnet Baudelaire auch die Kostenseite solcher grenzüberschreitenden Erfahrungen, die Abstumpfung, das Erwachen im nun noch graueren, ohne Zuhilfenahme von Drogen noch unerträglicher gewordenen Alltag. Das, was man die Dialektik des Drogengebrauchs nennen könnte, der immer verzweifeltere und immer wieder zum Scheitern verurteilte Versuch, das Erlebnis des ersten Mals zu wiederholen, wird von Baudelaire genau beschrieben. Der Preis für das Eindringen in dieses Erfahrungsfeld ist hoch, wie er aus eigener Erfahrung meint: zu hoch. Der Dichter bringt seine herbe Enttäuschung zum Ausdruck über den Umstand, dass literarische Produktivität durch Drogen mittel- und langfristig nicht nur nicht gesteigert, sondern sogar eher reduziert wird. Die Wirkung von Drogen zu erfahren *und* gleichzeitig literarisch oder künstlerisch zu produzieren, das gelingt nicht. Beides kann nicht im gleichen Raum des Bewusstseins stattfinden. Baudelaire rät seinen Lesern entschieden vom Haschisch-Essen und vom Opiumgebrauch ab. Nicht umsonst ist eines seiner Bilder für den allzu risikobereiten Poeten in *Les fleurs du mal* der Albatros mit den gebrochenen Schwingen.

Drogen sind – auch und gerade für Künstler – problematische Stimulantia. Ernst Jünger, der selbst Versuche mit LSD angestellt hat, kommentiert die Erfahrungen der Romantiker, besonders de Quinceys und Baudelaire's:

Die Kunst wird [bei Baudelaire] dem Rausch gegenüber [...] zur geringeren Stufe der Annäherung. [...] Man ist der Gesellschaft müde - so stößt man mit leichtem Boot aus dem Gewimmel der Häfen ab. [...] – die Segler, die allein den Ozean überqueren, suchen weniger das andere Ufer als diese unerhörte All-Einigheit. [...] Der große Strom der anregenden und betäubenden Pharmaka fließt weiter, verbreitert und beschleunigt sich sogar. [...] Inmitten der Arbeitswelt und ihrer Spannung werden sie vielen zur Nervenkost. [...] Für den musischen Menschen, den Dichter mag es noch andere Gründe geben, zum Brunnen hinabzusteigen, in dem Styx und Lethe sich vereinen [...]. Vergessen und Vernichtung gehen der Initiation voraus. (*Jünger: Annäherungen, 1978, zit. bei Kemper/Sonnenschein.*)

Der Abstieg zu diesem Brunnen kann im Sturz enden. Das haben Romantiker wie E.T.A. Hoffmann, de Quincey, Coleridge, Edgar Allan Poe erfahren (*vgl. Jungblut 2004, S. 30*). Baudelaire geht so weit zu unterstellen, dass Edgar Allan Poes Trunksucht "eine Arbeitsmethode war, eine gewaltsame und tödliche Methode, die jedoch seiner leidenschaftlichen Natur entsprach. Der Dichter hatte zu trinken gelernt, wie ein gewissenhafter Schriftsteller sich dazu anhält, Hefte mit Beobachtungen anzulegen. [...] Was ihn umgebracht hat, ist ein Teil dessen, was heute unseren Genuß ausmacht." (*Baudelaire: Edgar Poe, sa vie et ses œuvres (1856), zit. nach Kupfer, S. 281 f.*)

In Friedrich Nietzsches (1844-1900) Krankheitsgeschichte hat die Selbstbehandlung durch Opiate eine vermutlich unheilvolle Rolle gespielt. Zu seinen letzten Gedichten gehört: *Die Sonne sinkt*. Darin heißt es:

*Heiterkeit, güldene, komm!
du des Todes
heimlichster süssester Vorgenuss!
- Lief ich zu rasch meines Wegs?
Jetzt erst, wo der Fuss müde ward,
holt dein Blick mich noch ein,
holt dein G l ü c k mich noch ein.*

(*Nietzsche 1980, Bd. 6, S. 396*)

Die Sonne sinkt schrieb Nietzsche 1888, kurz vor seinem endgültigen Zusammenbruch. Wahrscheinlich litt er zu diesem Zeitpunkt an (durch Syphilis bedingter) progressiver Paralyse und war zusätzlich durch pharmakologische Drogen geschädigt.

3. Freud zu Sucht und Sehnsucht: Der Mensch ist nicht zum Glück geschaffen

Bekanntlich war Sigmund Freud (1856-1939) Suchtraucher, selbst als bereits an Gaumenkrebs Erkrankter noch von Zigarren abhängig. Freud ist einer der Wissenschaftler, die im Ausgang des 19. Jahrhundert im Selbstversuch die euphorisierende und anästhesierende Wirkung des Kokains entdeckt haben. Seine eigenen Erfahrungen mit Kokain hat er 1884 begeistert beschrieben, in Briefen an seine Braut Martha Bernays, der er kleine Dosen davon schickte, "um sie stark und kräftig zu machen":

Ich küsse dich ganz rot u. füttere Dich ganz dick, u. wenn Du unartig bist, wirst Du sehen, wer stärker ist, ein kleines sanftes Mädchen, das nicht ißt, oder ein großer wilder Mann, der Cocain im Leib hat. In meiner letzten schweren Verstimmung habe ich wieder Coca genommen u. mich

mit einer Kleinigkeit wunderbar auf die Höhe gehoben. Ich bin eben beschäftigt, für das Loblied auf dieses Zaubermittel Literatur zu sammeln (*zit. bei Jones, Bd. 1, 1984, S. 105, 109*).

Einen ärztlichen Kollegen, Ernst von Fleischl-Marxow, behandelte Freud mit Kokain, um ihn von seiner Morphiumsucht zu befreien. Aber von Fleischl-Marxow wurde in der Folge von Kokain abhängig und starb 1891 mit 44 Jahren. Danach ging Freud auf Distanz zu dieser potenten Droge. Jones kommentiert die zeitweilige Kokain-Begeisterung-Freuds nüchtern: "Es dauerte lange, bis er zur bitteren Wahrheit kam, daß Kollers [anästhesierende] Anwendung des Kokains die einzige von wirklichem Wert und alles andere leerer Schall war." (*Jones, Bd. 1, S. 113*).

In seiner Schrift "Das Unbehagen in der Kultur" (1930) fasst der alt gewordene Freud seine Einsichten zum menschlichen Glücksverlangen, zu Drogen und der Sehnsucht nach Glück zusammen. Neben den Möglichkeiten und Tröstungen, die Wissenschaft, Kunst und Religion bereithalten, seien es nicht zuletzt vor allem "Rauschstoffe", die uns für das Elend des Lebens "unempfindlich machen": "Die Rauschmittel beeinflussen unser Körperliches, ändern seinen Chemismus." (*Freud 1930, S. 432 f.*) Glück sei "seiner Natur nach nur als episodisches Phänomen möglich"; "die Absicht, daß der Mensch 'glücklich' sei, ist im Plan der 'Schöpfung' nicht enthalten." (*S. 434*) Gerade darum seien Rauschmittel in jeder Kultur unentbehrlich:

Die Leistung der Rauschmittel im Kampf um das Glück und zur Fernhaltung des Elends wird so sehr als Wohltat geschätzt, daß Individuen wie Völker ihnen eine feste Stellung in ihrer Libidoökonomie eingeräumt haben. Man dankt ihnen nicht nur den unmittelbaren Lustgewinn, sondern auch ein heiß ersehntes Stück Unabhängigkeit von der Außenwelt. (*Freud 1930, S. 436*).

Aber gerade darin liegt für Freud die "Gefahr und Schädlichkeit der Rauschmittel": Sie machen den einzelnen potentiell asozial, indem sie seine Arbeits- und Lebensenergien der Gemeinschaft entziehen.

Freud betrachtet alles in allem Skepsis als angezeigt: Wir Menschen sind, so meint er, nicht dazu gemacht, dauerhaft im Glück zu leben, erst recht nicht in dem Pseudo-Glück des Rausches, wir halten uns besser an "Ersatzbefriedigungen" wie die Kunst und tun gut daran, von vornherein Distanz und Autonomie gegenüber Rauschmitteln zu bewahren. Allerdings ist es Freud zufolge schwierig, wenn nicht unmöglich, ein einmal erlebtes Glück zu vergessen; die Sehnsucht danach wird in der Regel bestehen bleiben. Der einmal abhängig Gewordene bleibt, auch nach einem erfolgreichen Entzug, vom Suchtmittel abhängig. Und die Kultur kann nur relative Entschädigungen für das von ihr im Allgemeinen versagte Glück bereitstellen. Der Einzelne, der seiner Sehnsucht nach Entgrenzung Herr wird und auf Rauschdrogen verzichtet, mag sich damit trösten, dass er Arbeits-, Genuss- und Liebesfähigkeit wiedergewinnen kann. Neurophysiologische Wirkungen von Verliebtheit und von Rauschdrogen scheinen übrigens nahe verwandt zu sein. Auch Verliebtheit kann als eine Art Intoxikation beschrieben werden, und auf der anderen Seite kann die Sehnsucht nach Drogen, die entbehrt werden, deren Bedeutung überdimensional verstärken.

4. Benn: Drogengebrauch als Mittel zur Steigerung der Kreativität?

In den Jahren 1916/17, als Gottfried Benn (1886-1956) während des Ersten Weltkriegs in Brüssel stationiert war, hat er zwei Gedichte zur Wirkung von Kokain – möglicherweise unter dem direkten Einfluss dieser Droge - geschrieben:

Kokain

Den Ich-Zerfall, den süßen, tiefersehnten,
den gibst du mir: schon ist die Kehle rau,
schon ist der fremde Klang an unerwähnten
Gebilden meines Ichs am Unterbau.

Nicht mehr am Schwerte, das der Mutter Scheide
entsprang, um da und dort ein Werk zu tun,
und stählern schlägt –: gesunken in die Heide,
wo Hügel kaum enthüllter Formen ruhn!

Ein lautes Glatt, ein kleines Etwas, Eben –
und nun entsteigt für Hauche eines Wehns
das Ur, geballt, Nicht-seine beben
Hirnschauer mürbesten Vorübergehns.

Zersprengtes Ich – o aufgetrunkene Schwäre –
verwehte Fieber – süß zerborstene Wehr –:
verströme, o verströme du – gebäre
blutbäuchig das Entformte her.

(Benn 1975, S. 52.)

Benn plädiert hier offensichtlich für den Gebrauch des Kokains als Königsweg ins Unbewusste; der Drogenrausch hat seine Bedeutung im Sinne der Erfahrung einer Überschreitung. Das Kokain wird

als ein mächtiger Erlöser beschworen, der die Seele des Sprechers von den Zwängen des Wachbewußtseins befreit. Der 'Ich'-Zerfall erhält seine herrliche Bedeutung hier nicht als Folge eines bloßen Aktes der Zerstörung, sondern als die erste Voraussetzung für die Errichtung neuer Konstruktionen; [...] die angestrebte Befreiung von der Diktatur des Wachbewußtseins ist kein Selbstzweck, sondern Mittel zu neuer kreativer Tätigkeit" (Kupfer 1996, S. 274 f.)

Aber Benn fordert und sucht nicht das totale Sich-Aufgeben des Subjekts im Rausch, sondern will "dessen Potential dem konstruktiven Vermögen des Bewußtseins" zuführen. (Kupfer 1996, S. 276) Benn bezeichnet den Zusammenhang von Sucht und (metaphysischer) Sehnsucht präzise, ohne dass er die Absicht hätte, an ihm zugrunde zu gehen wie Edgar Allan Poe (1809-1849), Charles Baudelaire oder Georg Trakl (1887-1914). Der Rausch soll allenfalls als Mittel dienen, nicht die Sache selbst sein.

O Nacht –:

O Nacht! Ich nahm schon Kokain,
und Blutverteilung ist im Gange,
das Haar wird grau, die Jahre fliehn,
ich muß, ich muß im Überschwange
noch einmal vorm Vergängnis blühen.

O Nacht! Ich will ja nicht so viel,
ein kleines Stück Zusammenballung,
ein Abendnebel, eine Wallung
von Raumverdrang, von Ichgefühl.

Tastkörperchen, Rotzellensaum,
ein Hin und Her und mit Gerüchen,
zerfetzt von Worte-Wolkenbrüchen –:
zu tief im Hirn, zu schmal im Traum.

Die Steine flügeln an die Erde,
nach kleinen Schatten schnappt der Fisch,
nur tückisch durch das Ding-Gewerbe
taumelt der Schädel-Flederwisch.

O Nacht: Ich mag dich kaum bemühen!
Ein kleines Stück nur, eine Spange
von Ichgefühl – im Überschwange
noch einmal vorm Vergängnis blühen!

O Nacht, o leih mir Stirn und Haar,
verfließ dich um das Tag-verblühte;
sei, die mich aus der Nervenmythe
zu Kelch und Krone heimgebar.

O still! Ich spüre kleines Rammeln:
Es sternt mich an – es ist kein Spott –:
Gesicht, ich: mich, einsamen Gott,
sich groß um einen Donner sammeln.

(Benn 1975, Bd. 1, S. 53 f.)

Noch 1943, ein Vierteljahrhundert nach seinen eigenen Experimenten mit Kokain, scheint Benn eine Poetik des Drogengebrauchs zu befürworten und dem Künstler die Erfahrung von Drogenwirkungen nahelegen. Benn beklagt mit sarkastischem Unterton, dass es

ja eben der Epoche überhaupt an wahren Grundsätzen fehlt. Sonst käme sie darauf, durch den Ausbau visionärer Zustände, etwa durch Meskalin oder Haschisch, der Rasse einen Zustrom von Erkenntnissen und von Geist zu vermitteln, der eine neue schöpferische Periode aus sich entbinden könnte. [...] Pervitin könnte, statt es Bomberpiloten und Bunkerpionieren einzupumpen, zielbewusst für Zerebraloszillationen in höheren Schulen angesetzt werden. Das klingt wahrscheinlich manchem abwegig, ist aber nur die natürliche Fortführung einer

Menschheitsidee. Ob Rhythmus, ob Droge, ob das moderne autogene Training – es ist das uralte Menschheitsverlangen nach Überwindung unerträglich gewordener Spannungen, solcher zwischen Außen und Innen, zwischen Gott und Nicht-Gott, zwischen Ich und Wirklichkeit – und die alte und neue Menschheitserfahrung, über diese Überwindung zu verfügen. [...] Potente Gehirne aber stärken sich nicht durch Milch, sondern durch Alkaloide. [...] *Existenz heißt Nervenexistenz*, das heißt Reizbarkeit, Zucht, enormes Tatsachenwissen, Kunst. Leiden heißt am Bewußtsein leiden, nicht an Todesfällen. Arbeiten heißt Steigerung zu geistigen Formen. Mit einem Wort: *Leben heißt provoziertes Leben.*" (Benn 1975: *Provoziertes Leben (1943)*, Bd. 3, S. 901-903.)

Die Rede von „Schädigung“ durch Drogengebrauch lässt Benn nicht gelten: so „steht die Vorhaltung dieses Begriffs einem Staat nicht zu, solange er Kriege führt, bei denen innerhalb von drei Jahren drei Millionen Männer getötet werden, dies ist ganz zweifellos eine stärkere Schädigung einzelner und gemeinschaftlicher Interessen, als es Experimente sein könnten, die die steigernden Wirkungen von Drogen prüften.“ (S. 903) Das ist 1943 – zunächst für die eigene Schreibtischschublade – geschrieben und vielleicht mehr als Protest gegen einen sinnlosen Krieg zu lesen denn als Aufruf zum unbeschränkten Experimentieren mit Drogen. Dr. Benns Ernährungsratgeber ist trügerisch. Der Hautarzt und Neurologe Benn hat seine kühnen Rezepturen selbst nicht unbedingt befolgt. Nur zu einem einzigen Zeitpunkt, so schreibt er in einem Brief an Ernst Jünger, habe er selbst Kokain genommen (vermutlich 1916/17). Benn war nüchtern und kontrolliert genug, nicht seine berufliche und geistige Existenz zugunsten der von ihm rhetorisch ins Spiel gebrachten "Steigerung" durch den Konsum riskanter Drogen aufs Spiel zu setzen.

Schriftsteller mit Drogenerfahrungen wie Edgar Allan Poe, Charles Baudelaire, Georg Trakl, Ernst Jünger oder Henri Michaux zeigen sich meist ambivalent gegenüber dem Rausch und der Droge. Aus eigenem Erleben sind sie skeptisch geworden gegenüber der Möglichkeit einer dauerhaften Flucht in solche Sehnsuchtsräume. Diese Beispiele ließen sich leicht vermehren. Das Szenario ist oft ähnlich: Die rauschhafte Wirkung von Drogen wird zunächst bewusst gesucht, um einen neuen Erfahrungsraum betreten zu können. Nach anfänglicher Euphorie kann die überwältigende Erfahrung des ersten Mals nicht wieder eingeholt werden, und in der vergeblichen Suche nach dem verlorenen toxischen Paradies verzehrt sich das Leben. Was die Lösung aller Probleme zu bieten schien, wird zum Kernproblem der eigenen Existenz.

5. Das romantische Konzept von Sucht und Sehnsucht; seine Wiederkehr in der Drogenszene

Rausch und Realität seit der Romantik – das ist ein vielschichtiges Thema. Mit dem Titel *Die künstlichen Paradiese* hat Baudelaire, wie bereits erwähnt, schon 1860 eines der Leit- und Leidmotive der Sucht benannt. Im Zentrum steht das Thema des Verhältnisses von Rausch und Kunst:

es geht um die Kunst, das Künstliche, und um die Sehnsucht nach idealen Welten, Paradiesen eben. Gesucht werden also mögliche Alternativen zur gewohnten Realität, und die Erfahrung des Drogenrausches wird als ein Schlüssel zu ihrer Eröffnung erprobt. [...] Ekstase und Leid des Kunstschaffens stehen den Wonnen und Schrecken des Drogenrausches sehr nahe, und es ist daher kein Zufall, daß gerade die Künstler so oft nach Rauschmitteln griffen, um sie als neue Mittel zum alten Zweck zu gebrauchen. Für sie war die Kunst gewissermaßen die Einstiegsdroge zum Experiment mit den künstlichen Paradiesen (*Kupfer 1996, S. V.*).

Das romantische Konzept von Sucht und Sehnsucht folgt der Formel: Sehnsucht als Suche nach Unmittelbarkeit und Transzendenz, Drogengebrauch als Mittel dieser Suche, als Medium einer existentiellen Überschreitung des banalen Alltags. Der belgische Surrealist Henri Michaux, der selbst Versuche mit Meskalin angestellt hat (*Turbulenz im Unendlichen*, 1961; *Unseliges Wunder – Das Mescaline*, 1986), hat die Gewissheits-Erfahrung des Meskalin-Essers mit der Wahrheitsgewissheit eines Psychotikers verglichen:

In der Tragödie des maßlos gesteigerten Stärkegefühls, in der er voranschreitet, stellt sich nun (ohne, daß er es merkt) das vielleicht schwerwiegendste ein, nämlich dasjenige, das die Anstaltspforten hinter ihm schließen wird: Das Gefühl *der absoluten Gewißheit*. [...] Um zu begreifen, daß es dem nichts entgegenzusetzen gibt, muß man diese Empfindung der Bewiesenheit, die mit dem üblichen Begriff des Bewiesenen nichts zu tun hat, selbst im Meskalinrausch erlebt haben, in seiner Plötzlichkeit wie ein Faustschlag, seiner beinahe grotesken Mechanik. Der Gedanke schließt ihn wieder ein, wie der Deckel eines Sarges, der umgekippt war. Kein Fortkommen mehr (*Michaux, zit. nach Kupfer 1996, S. 302*).

Der Weg des Drogengebrauchs um gesteigerter Kreativität willen führt eher in die Abhängigkeit und in den Wahn als zur absoluten Erfahrung oder zur Produktion des absoluten Kunstwerks. Die Inkaufnahme des Risikos um der Qualität neuartiger Erfahrungen oder ästhetischer Produktivität willen zahlt sich nicht aus; im Gegenteil, oft lässt die Produktivität nach oder erlischt ganz.

Risikobereite Jugendliche und junge Erwachsene, gerade auch künstlerisch ambitionierte, folgen heute nicht selten einem dem der Romantiker vergleichbaren Konzept. Im Rausch wollen sie Abstand von der verachteten Welt der Normalität nehmen, wissen sie sich als etwas Besonderes. Sie glauben, sich auf diese Weise selbst finden zu können, in ungeahnte Tiefen abgründigen neuartigen Erlebens hinabzutauchen. "*Plonger au fond du gouffre, Enfer ou Ciel, qu'importe? Au fond de l'Inconnu pour trouver du nouveau!*" heißt es im Schlussgedicht in *Les Fleurs du Mal* von Baudelaire. Ungestillte Sehnsucht, auch ungestillte metaphysische Sehnsucht steht im Mittelpunkt mancher Drogenkarriere. Ein Beispiel aus dem Tagebuch einer Heroinabhängigen:

'Sehnsucht ist wie Sand am Meer, sie wird mit der Zeit vom Winde verweht: Warum ist Windstille?' Ich finde diesen Spruch so toll, weil er manchmal genau das aussagt was ich fühle. Eine Sehnsucht nach Geborgenheit, Vertrauen und Freundschaft! Ja und irgendwie hab ich das Feeling, daß wenn ich mich auch anstrenge und nicht immer als erstes an die Droge denke und aufrichtig bin daß ich das alles mit Dir zusammen haben werde. (*zit. nach Vorös: Sehsüchtig 1998, S. 85*).

Die Sehnsucht wird enttäuscht, das Versprechen der völlig neuen, besonderen, großen Urerfahrung erfüllt sich auf Dauer nicht – das zeigt auch dieses Tagebuch. Der Kick ist nicht wiederholbar, die hektische Suche nach Mitteln für den nächsten Drogenkauf bestimmt schließlich den Tagesablauf. Am Ende wird, im Gefesseltsein an die Droge, aus der erlebten Unfreiheit heraus sogar die verhasste, überwunden geglaubte Normalität von einst sehnsüchtig wieder herbeigesehnt. Aber der Weg aus der zumindest zum Teil "selbst verschuldeten Unmündigkeit" (*Kant 1784, S. 53*) ist nicht leicht, wenn er denn überhaupt noch gangbar ist. Wo die sehnsüchtige Suche nach dem absoluten Erlebnis in Sucht umschlägt, können sich künstliche Paradiese in reale Höllen verwandeln.

Literatur

- Charles Baudelaire: Ausgewählte Werke, hg. v. Franz Blei, München o.J., darin: Die Blumen des Bösen. Die künstlichen Paradiese.
- Gottfried Benn: Gesammelte Werke in acht Bänden, hrsg. von Dieter Wellershoff, Bd. 1: Gedichte, München 1975.
- Gottfried Benn: Provoziertes Leben, in: Gesammelte Werke in acht Bänden, hrsg. von Dieter Wellershoff, Bd. 3: Essays und Aufsätze, München 1975, S. 894-905.
- Herbert Berger: Fixersein als Lebensstil, in: Rausch und Realität. Drogen im Kulturvergleich, hg. von G. Völger u.a., Köln 1981, S. 688-693, in: Sucht und Sehnsucht (2000), S. 250-262.
- Sigmund Freud: Das Unbehagen in der Kultur (1930), in: Gesammelte Werke, Chronologisch geordnet, Bd. XIV, London und Frankfurt 1948.
- Jacob und Wilhelm Grimm (u. a.): Deutsches Wörterbuch, Bd. 16 und Bd. 20, Neudruck München 1984
- Ernest Jones: Sigmund Freud. Leben und Werk, Bd. 1, deutsch von Katherine Jones, München 1984.
- Hans Joachim Jungblut: Drogenhilfe. Eine Einführung, Weinheim - München 2004.
- Immanuel Kant: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung (1784), in: Kant: Werke in zehn Bänden, hg. von W. Weischedel, Darmstadt 1971, S.53 - 61.
- Peter Kemper / Ulrich Sonnenschein (Hg.): Sucht und Sehnsucht. Rauschrisiken in der Erlebnisgesellschaft, Stuttgart 2000.
- Ingrid Konzack: "Was Hänschen nicht lernt", in: Illusion oder Wirklichkeit. Suchtvorbeugung im Kindesalter, Dortmund 1989.
- Alexander Kupfer: Die künstlichen Paradiese. Rausch und Realität seit der Romantik. Ein Handbuch, Stuttgart 1996.
- Henri Michaux: Turbulenz im Unendlichen, deutsch von Kurt Leonhard, Frankfurt am Main 1961.
- Henri Michaux: Unseliges Wunder. Das Meskalin, deutsch von Gerd Henninger, München 1986.
- Friedrich Nietzsche: Kritische Studienausgabe (KSA), hg. v. G. Colli u. M. Montinari, Bd. 6, München 1980.
- Barbara Vorös: Sehsüchtig - Sehnsüchtig. Tagebuch von Teschi. Mit Fotos von P. Hendricks, nach einer Idee von D. Klinck, Göttingen 1998.

*